



«Gewohnt, zu teilen»: Königin Katharina, Prinz Marcelin.

## Hänni und Bäni

Über zwölf Jahre hinweg dokumentierte ein SRF-Reporter das Schicksal einer ausgesteuerten Bernerin, die ihr Glück bei einem afrikanischen Prinzen suchte. Entstanden ist ein grandioses Epos in Fortsetzungsfolgen, das beispielhaft für eine neue Kategorie von Dok-Filmen steht. *Von Alex Baur*

Am Anfang war ein Telefonat. Eine gewisse Katharina Hänni aus Moosseedorf BE meldete sich im Herbst 2005 bei Christoph Müller, dem damaligen Leiter der Abteilung für Dokumentarfilme von SRF. Sie werde nach Kamerun fliegen, um einen Prinzen zu heiraten, berichtete die Anruferin, das Schweizer Fernsehen sei herzlich eingeladen, sie dabei zu begleiten. Wann es denn losgehe, fragte Müller. «Heute Nachmittag», antwortete die Bernerin. Das war dann doch etwas kurzfristig.

Zum Glück verpasste Hänni das Flugzeug. Als sie eine Woche später den nächsten Anlauf nahm, reiste Fernsehreporter Hanspeter Bäni an ihrer Seite mit nach Kamerun. Für beide war es eine Abenteuerreise in unbekannte Gefilde. Die damals knapp 40-jährige Bernerin – eine beim Sozialamt gestrandete Verkäuferin – kannte ihren Prinzen nur aus dem Internet. Bäni ahnte kaum, dass dies der Anfang war von einer veritablen Telenovela mit vielen Fortsetzungen und überraschenden Wendungen, wie sie nur das reale Leben schreiben kann. Die Dokumentarserie «Weisse Königin, schwarzer Prinz» hat längst Kultstatus erreicht.

Dummerweise war der Prinz nur einer von geschätzten 700 Nachkommen, die sein königlicher Vater mit 150 Frauen gezeugt hatte. Da gibt es nicht mehr viel zu erben. Prinz Marcelin erwartete seine Königin lediglich mit einer Blume in der Hand, mehr besass er nicht. So nimmt das Schicksal seinen Lauf, es kommt, wie es kommen muss: vom Hausrat (ein klappriges Bett, Plastikgeschirr) über den Ehering bis zur Burg (eine Backsteinhütte ohne Strom und Wasser) muss die Fürsorgebezügerin aus der Schweiz alles selber berappen, was zu einem feudalen Leben gehört. Ausser dem Adelstitel. Den bekam sie geschenkt. Prinz Marcelin hatte damit keine Schwierigkeiten: «In Afrika sind wir es gewohnt, zu teilen.»

### Den Traum zur Realität erhoben

Der Erfolg der Serie von insgesamt sieben «Reporter»- und «Dok»-Filmen hat auch mit dem Autor zu tun. Seine im Tonfall stets etwas unterkühlten Filme stürzen den Betrachter in ein Wechselbad der Gefühle. Kaum einer geht so nahe und so unverschämt mit der Kamera an die Menschen heran wie Bäni. Wo andere gnädig

wegschauen, will er es besonders genau wissen, immer fokussiert auf die vermeintlich simplen, aber zentralen Fragen des Lebens. Bäni ist ein Meister im Aufdecken der kleinen und doch existenziellen Widersprüche.

So verschwindet etwa die frischgebackene Königin Katharina am Abend ihrer Ankunft mit ihrem Internet-Prinzen vor laufender Kamera im Hotelzimmer. «Wurden Ihre Erwartungen erfüllt?», lautet die erste Frage am nächsten Morgen («Sie wurden übertroffen»). Nächste Frage: «Viele denken, Afrikaner angeln sich eine weisse Frau vor allem wegen des Geldes.» Das sei wohl so, antwortet die frischgebackene Königin unumwunden, in ihrem Fall sei das aber ganz anders. Wahre Liebe.

Nun könnte man sich lustig machen über die Bernerin, die sich in der afrikanischen Pampa ausnehmen lässt wie eine Weihnachtsgans, bald auf Voodoo-Zauber schwört und ihrem eingebildeten Prinzen schliesslich – die afrikanische Tradition will das so – eine neue Zweitfrau besorgt (die erste erwies sich als Flop). Das wäre plump und langweilig. Vor allem aber würde es nicht zu Dokumentarfilmer Bäni passen. So indiskret er

mit seiner Fragerei sein mag, er begegnet seinen Protagonisten stets mit Respekt, gibt ihnen eine Chance, sich zu erklären – und macht dabei immer wieder überraschende Entdeckungen.

Im Grunde handelt es sich um eine Neuaufgabe des tragikomischen Don Quijote, mit umgekehrten Rollen: Königin Katharina als unerschrockene Ritterin von der traurigen Gestalt; Traumprinz Marcelin als Dulcinea del Toboso; die Eltern Hänni, die ab der zweiten Folge immer wieder mal auf dem afrikanischen Hof auftauchen, übernehmen den Part von Sancho Panza. Und wer das epochale Werk von Cervantes zu Ende gelesen hat, weiss: Quijote offenbart auf dem Sterbebett, dass er sich seiner kolossalen Irrungen und Wirrungen durchaus bewusst war. Doch was ist schon die triste Realität, gemessen am Traum, den man selber zur Realität erhebt. Vielleicht sind die Narren auch jene, die Quijote verachtet und verspottet haben.

Immerhin, Katharina Hänni hat mehr erlebt als die meisten Kopfschüttler, die in ihrem Leben nie etwas gewagt haben. Immerhin, Prinz Marcelin hat ihr in wenigen Wochen den jahrelang heiss ersehnten Kinderwunsch erfüllt, kurz bevor es zu spät war. Zwischen den dröhnenden Niederlagen gab es immer auch Momente des Glücks. Ihr Buch lief zwar nicht so gut wie «Die weisse Massai» (vier Millionen verkaufte Exemplare) ihres Vorbilds Corinne Hofmann, aber 20 000 verkaufte Bücher sind für Schweizer Verhältnisse mehr als ein Achtungserfolg.

### Intimität und Vertrauen

Hinter der Geschichte versteckt sich auch eine Geschichte des Schweizer Dokumentarfilms. Vielleicht hat sie 1979 angefangen, als Eduard Stäuble, der stockkonservative damalige Kulturchef des Schweizer Fernsehens, Christoph Müller einstellte. Stäuble, so will es zumindest die Legende, hatte Müller mit einem gleichnamigen Journalisten verwechselt. Dessen Werdegang – abgebrochenes Soziologiestudium, journalistische Lehre beim SP-Organ *Arbeiterzeitung* – entsprach jedenfalls kaum Stäubles Idealen. Trotzdem kletterte Müller über verschiedene Sendegefässe die Karriereleiter hoch bis zum Leiter des Bereichs «Dokumentarfilme und Reportage». Wo immer er politisch auch stehen mag, in erster Linie ist Christoph Müller einfach ein Journalist, wie er versichert, einer, der sich im Zweifel für die bessere Geschichte entscheidet, egal, wem sie nützen oder schaden mag. Schon als Korrespondent in Moskau habe er die Vorteile des «VJ» entdeckt, des Videojournalisten, der ohne Begleittross allein mit einer kleinen Kamera auf Geschichtenfang geht.

Als Müller Ende der neunziger Jahre die VJ-Methode als Variante beim Schweizer Fernsehen einführen wollte, stiess er auf grosse Widerstände. Die etablierten Filmern strafte die Einmann-Dokumentaristen mit Verachtung. Es ging um sichere Jobs, bequeme Gewohnheiten

und Privilegien. Also machte sich Müller selber ans Werk, anfänglich für die neugeschaffene Sendung «Reporter», wo er freie Hand für Experimente hatte.

Der Videojournalismus öffnete eine neue Dimension: Ohne Begleittross von Ton- und Kameraleuten waren die Reporter viel flexibler, sie kamen viel näher an die Menschen heran, konnten Intimität und Vertrauen schaffen. Und vor allem eines: Sie mussten ihre Geschichten nicht mehr nach einem fixen Drehbuch inszenieren, sie konnten die Dinge nun aus sich heraus entstehen lassen. Damit war man nicht nur viel näher an der Realität. Die unplanbaren Wendungen des realen Lebens machten die Filme auch spannender.

### IV-Betrüger, Carlos, Waffennarren

Um die Jahrtausendwende holte Christoph Müller den Reporter Hanspeter Bäni zum Schweizer Fernsehen. Bäni hatte eine typisch untypische Journalistenkarriere hinter sich: gelernter Maurer und Tiefbauzeichner, zweiter Bildungsweg, Lehr- und Wanderjahre in Zentral- und Südamerika, Guide für Abenteuerurlaubisten in Afrika. Als Bäni in den neunziger Jahren beim privaten Rundfunk anheuerte, hatte er schon einiges an Lebenserfahrung gesammelt. Das war genau der



*Irritierende Dokumentationen:* Filmautor Bäni.

Mann, den Müller für seine Videojournalismus-Projekte suchte. Bäni erwies sich als eifriger Schüler, der den realistischen Dok-Film zur Meisterschaft entwickelte.

Seine Sporen verdiente sich Hanspeter Bäni bei der «Rundschau» ab. Dort sorgte er schnell für Aufsehen, etwa mit der Reportage über den «IV-Clan» aus dem Balkan, der die Schweizer Sozialversicherungen nach Strich und Faden ausnahm. Bäni war sich nicht zu schade, den Schmarotzern mit der Kamera nachzusteigen. Nicht etwa der Sozialbetrug, sondern dass man darüber berichtete, war damals unerhört und führte zu geharnischten Protesten bis in den Nationalrat. Doch seine Vorgesetzten stellten sich hinter Hanspeter Bäni und zeigten: Bei SRF sind auch Geschichten möglich, die quer zum links eingemitteten Mainstream stehen – man muss sie einfach machen.

Den vielleicht spektakulärsten Coup landete Bäni im August 2013 mit dem bloss halbstündigen «Reporter»-Film über den kurligen Jugendanwalt Hansueli Gürber und den jugendlichen Straftäter Carlos, der mit einem monatlich 30 000 Franken teuren Sondersetting zum Kickboxer ausgebildet wurde. Im Rückblick erscheint der mediale Hype, der sich um den «Luxuszögling» aufbaute, masslos übertrieben. Die Aufregung steht aber auch in einem bizarren Kontrast zur nüchternen Sprache, mit der Bäni die Geschichte aus dem Alltag des Jugendstrafrechts erzählte. Doch gerade in seiner Abgeklärtheit traf der Film einen Nerv. Der Stoff war so echt und lebensnah, man musste ihn gar nicht künstlich dramatisieren. Bäni hatte ein brandaktuelles Thema, das in der Tiefe schon lange am Gären war, schonungslos an die Oberfläche gefördert.

Kein Schweizer Dok-Filmer ist so nahe am Puls der Realität wie Hanspeter Bäni. Auf der Suche nach Protagonisten und Geschichten streunte er auch mal eine Woche lang im Zürcher Hauptbahnhof oder um ein Hochhaus in Spreitenbach herum, erzählt er. Diese Phasen des Suchens können auch qualvoll sein, aber am Ende sei immer irgendetwas Spannendes aufgetaucht, oft gerade dann, wenn er es am wenigsten erwartet habe.

Entstanden sind dabei irritierende Dokumentationen über scheinbar alltägliche Phänomene – Bodybuilder, Waffennarren, Schlaflosigkeit, Freitod, Knatsch am Gartenzaun oder Scheinehen –, immer erzählt entlang der Geschichten realer Menschen.

Während Monaten begleitete Bäni mit seiner Kamera den Bergbauern Sepp Epp im

---

### Bäni ist ein Meister im Aufdecken der kleinen und doch existenziellen Widersprüche.

---

Maderanertal, über zwei Jahre erstreckten sich seine Aufzeichnungen mit vier Insassen des Jugendheims Erlenhof. Er scheute sich auch nicht vor prominenten Figuren wie Musiker Polo Hofer oder Schauspieler Walter Roderer, den er bis kurz vor seinem Tod begleitete («Nötzlis Abgang»). Und immer ist es dasselbe: Die Porträtierten vertrauen Bäni unverhofft ganz persönliche Dinge an, die man normalerweise einem Journalisten nicht erzählt.

Katharina Hänni, die Königin von Afrika, ist im April in Kamerun gestorben. Über die Todesursache – offiziell «Herzversagen» – kursieren die wildesten Gerüchte. Die Versionen reichen von Gift bis zu einem bösen Zauber. Zusammen mit seinem alten Lehrmeister Christoph Müller ist Bäni Anfang Juni nach Afrika gereist, um die letzten Stunden von Hänni und deren Beisetzung zu dokumentieren. Ein fulminantes Finale. Der Film wird am kommenden Sonntag auf SRF ausgestrahlt. ○